



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der Mission "Unserer lieben Frau von der unbefleckten
Empfängnis" in Morogoro, D.-O.-A.

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen bestattete ich den seligen Bruder auf unserem neuen, von ihm selbst erst kurz vorher angelegten Friedhof. Während der Zeremonien versagte mir einige Male vor lautem Schluchzen die Stimme. Und als ich darnach in das Zimmer zurück kam, und mich so ganz vereinsamt und verlassen sah, da lehnte ich mich mit dem Arm an die drei Bretter, welche unseren Altar bildeten und weinte vor mich hin, wie ein kleines Kind. Drei Tage fühlte ich mich bis zur Lebensüberdrüssigkeit niedergeschlagen. Dann gelang es mir, durch reges Arbeiten den schrecklichen Gram, der in mir wühlte, unter Tags wenigstens zu verschrecken. Zog ich mich aber abends wieder in das Zimmer zurück, wo ich mit dem seligen Bruder zusammen gewohnt hatte, dann drückte mich die Last der Einsamkeit jedesmal aufs neue nieder. Dies dauerte, bis endlich ein junger Pater aus Frankreich und ein Bruder aus Rhonda kamen.“

Hiermit war die Reihe der Prüfungen noch nicht zu Ende.

Pater Gommenginger hatte eine Hühner-, Schweine- und Schafzucht angefangen, woraus er später großen Nutzen zu ziehen hoffte. Leider waren sämtliche Schweine und die meisten Hühner im Brande umgekommen; nur einige 20 Schafe konnten gerettet werden. Mit diesen gedachte er nun, die Herde allmählich wieder zu vervollständigen. Selbst inmitten der größten Not konnte er sich nicht dazu entschließen, eines davon zu schlachten. Leider hatte der gute Pater seine Rechnung ohne den gartigen Leoparden gemacht.

„Eines Abends“, so erzählt er selbst im Briefe vom 30. Dezember 1884, „kommt ein Leopard, zertrümmert die Stalltüre und schleppt eines der Schafe fort. Unversäumt lasse ich eine festere Türe anbringen. Die folgende Nacht kommt der Leopard wiederum, reißt in einer Höhe von dritthalb Meter einen etwas schwachen Teil der Mauer durch, tötet abermals ein Schaf und verwundet schwer ein zweites. Ich höre den Lärm und eile drauf los. Bei meinem Erscheinen läßt der Leopard das letztere Schaf in der Öffnung der Mauer hängen und entflieht. Ich aber stehe die ganze Nacht mit geladener Flinte Wache. Anderntags lasse ich den Stall nach allen Seiten hin befestigen und stelle dem Leoparden eine Falle; er verwundet sich daran, entwischt aber wieder. Jetzt gab es Ruhe. Vier Nächte vergehen, ohne daß die Bestie sich vernehmen läßt. Ich freute mich schon bei dem Gedanken, daß sie nie wieder kommen werde; meine Freude sollte indes von kurzer Dauer sein. Als ich am fünften Morgen die Stalltüre öffne, was sehe ich? Ein entsetzliches Gemehel. 21 Schafe lagen da, zerrissen, zerseht, in einem Meer von Blut, kein einziges war mehr am Leben. Diesmal war der Leopard, weil er weder durch die Türe noch durch die Mauer eindringen konnte, auf das Dach gesprungen, hatte dasselbe durchgerissen und war von da aus in den Stall gelangt. Um wieder heraus zu kommen, hatte er das Fundament unterwühlt und sich unterirdisch einen Ausweg gebahnt.

Dieses neue Unglück war freilich unbedeutend gegenüber den früheren; wenn aber die Unglücksfälle Schlag auf Schlag einander folgen, wie dies bei mir der Fall war, dann tut einem schließlich auch der geringste weh.“

Allein, Pater Gommenginger war nicht der Mann, der verzagte. Er machte sich sofort wieder ans Werk, fing mutig von vorne an und ruhte nicht, bis die Mission wieder schöner und besser eingerichtet dastand, als zuvor.

Vorerst aber sollte er noch einen Auftrag des Hochwürdigsten Herrn Bischofs de Courmont besorgen bei Herrn Bloyet, dem Vorsteher der internationalen geographischen Station in Usagara und einige Tage Ferien dort verbringen.

Wir haben bis jetzt den unermüdblichen Missionar begleitet bei seinen vielen Opfern, Strapazen und Schicksalschlägen, folgen wir ihm nun auch auf seiner

Erholungsreise, die wir ihm sicher von Herzen gönnen, die aber wieder ganz anders ausfiel, als er erwartet hatte.

Reise nach Usagara.

Die geographische Station in Usagara ist etwa vier Tagereisen von Morogoro entfernt. Pater Gommenginger hoffte, den Weg in kürzerer Zeit zurückzulegen; er ahnte nicht, auf welche Schwierigkeiten er stoßen sollte. Vom ersten Tag bis zum letzten, mit Ausnahme der Zeit, welche er unter dem Dache der gastfreundlichen Familie Blonet zubrachte, war seine Reise eine ununterbrochene Reihenfolge von Abenteuern, denen jeder andere weniger starke und weniger gut akklimatisierte Europäer ohne Zweifel unterlegen wäre.

Pater Gommenginger erzählt in einem Brief vom 26. April 1885 folgendermaßen: „Sonntag den 22. März um die Mittagsstunde, machte ich mich auf den Weg. Drei Knaben aus der Mission begleiteten mich. Das Wetter war herrlich, und ich freute mich dieses glücklichen Umstandes. Nicht lange aber sollte ich mich freuen. Um drei Uhr — ich befand mich gerade in einer Bergschlucht — zog sich urplötzlich, wie dies in tropischen Ländern oft vorkommt, und gerade über unserem Haupte ein Gewitter zusammen. Die Luft wird finster, der Wind fängt an zu stoßen, er wächst zum Sturm heran, der Sturm braust, heult, tobt und wüthet, daß der ganze Wald sich krümmt und windet, ächzt und kracht; Bliß folgt auf Bliß, Schlag auf Schlag, es zittert der Boden unter den furchtbaren Stößen des Donners. Ein solches Toben der Elemente hatte ich noch nie erlebt. Aberhaupt fürchte ich mich nicht vor Gewittern; auch diesmal ging ich ruhig meines Weges fort. ‚Du bist in Gottes Hand,‘ redete ich mir zu, ‚ohne seine Zulassung wird dir nichts Böses widerfahren.‘ Auf einmal aber ein Bliß, ein Streich, und ich bebe zurück, zitternd an allen Gliedern. 50 Schritte vor mir war der Feuerstrahl in einen Baum gefahren; gleichzeitig verbreitete sich weithin ein ein erstickender Schwefelgeruch. Ich befand mich allein; meine drei Knaben waren, weil ich schneller gegangen war wie sie, weit hinter mir geblieben.

In Europa, wenn man von einem Gewitter überfallen wird, hat man bald ein Dorf erreicht und ein schützendes Dach gefunden. In Afrika ist es nicht so. Hier liegen die Dörfer sehr weit voneinander. In meinem Falle brauchte ich wenigstens noch drei Stunden, um das nächstgelegene Dorf zu erreichen.

Auf das entsetzliche Gewitter folgte ein entsetzlicher Regen. Nach kaum einer Viertelstunde hatte ich schon Wasser bis über die Knie, obgleich ich mich auf einem ziemlich hohen Terrain befand. Die Pfade waren zu schäumenden Bächen und reißenden Flüssen geworden. Ich hatte diese Gegend noch nie bereist, doch wußte ich, daß ich diesseits des Dorfes, das zunächst gelegen war, ein kleines Tal antreffen würde. Werde ich es passieren können? fragte ich mich. Und wenn ich nicht hinüber kann, was werde ich anfangen? Die Nacht im Walde zubringen, ohne Feuer in nassen Kleidern, der Gefahr ausgekehrt, von wilden Tieren zerrissen und aufgezehrt zu werden?

Während ich das Rätsel zu lösen suchte, gelangte ich an das verhängnisvolle Tal. Das war aber kein Tal mehr, sondern ein reißender Strom, der eine Unmasse von Schilf, Mais und Sorghostengel, Ästen und Bäumen mit sich fort-schwemmte. Was nun tun? Zeit hatte ich keine zu verlieren. Mutig steige ich in das rauschende Tal hinab, arbeite mich zwischen dem Hochgrase durch, kämpfe mit Händen und Füßen gegen die heranschwimmenden Äste und Bäume und gelange endlich — nicht an das Ufer, aber ganz nahe daran. In diesem Augenblick fährt mir — vielleicht war das kalte Wasser schuld daran — der Krampf in die Füße, so daß ich keinen Schritt mehr weiter kann. Vergebens suche ich von der Stelle zu kommen: bis zur Zehe ist mein Unterkörper steif und starr wie ein Alok. Soll ich nicht um Hilfe rufen? Aber das würde ja das ganze Dorf in Aufregung bringen. Ich gedulde mich also. Endlich gelingt es mir, einen vom Ufer herüberhängenden Baumzweig zu erfassen und mich mittelst desselben aus dem Wasser zu ziehen; jetzt war auch der Krampf verschwunden. Meine wackeren Knaben benutzten das von mir gebahnte Geleise und kamen

benfalls glücklich an. Es war hohe Zeit, denn die Nacht brach herein, und das Wasser schwoll immer mehr und mehr an.

Ich ging in das Dorf. In der ersten Hütte fand ich fünf oder sechs Neger um ein Feuer gekauert, welche sich gemütlich unterhielten und ihr Pfeifchen schmauchten. Ich bat sie um eine Herberge. Wohl fünf Minuten dauerte es, bis einer derselben aufstand und sich meiner annahm. Diese fünf Minuten kamen mir vor wie eben so viele Stunden. Während dieser Zeit blieb ich am Eingang der Hütte stehen, triefend vor Nässe, schlotternd vor Kälte, auf meinen Stab gelehnt. Ich dachte an meine Heimat, an die Armen, welche bei uns daheim ans Fenster kommen und um ein Almosen bitten. In meiner Lage kam ich mir vor wie einer aus ihnen, und da kam ein Gefühl der Wehmut über mich. Man mag noch so sehr alles aus Liebe zu Gott und zu seiner Ehre tun wollen, etwas ist immer da, das uns erinnert, daß wir Menschen sind.

Nach langem Hin und Her stellte man mir eine Hütte zur Verfügung und gab mir auch einige Stücke Holz, um Feuer zu machen. Eine Schale Tee bildete jenen Abend mein ganzes Nachtessen. Sodann wickelte ich mich in meine nasse Reisedecke — denn das Gepäck war ebenso durchnäßt wie die Kleider — legte mich neben dem Feuer nieder und schlief ein. Was den Schlaf betrifft, habe ich, Gott sei Dank, nicht zu klagen; ob zwischen Flaum und Federn, oder auf einem Brett, oder auf nacktem Boden, gilt gleich, ich schlafe immer gut und stehe jedesmal wieder munter auf. Diesmal wurde ich nur ein- oder zweimal durch das Geschrei der Hyänen geweckt, welche, dem Hochwasser ausweichend, bis in das Dorf hereingekommen waren. Das Geschrei der Hyänen ist unstreitig das unheimlichste, welches man hören kann, namentlich während der Nacht. Draußen toste und brauste das Wasser gleich dem eines wilden Stromes; wie fühlte ich mich jetzt glücklich in meiner armen Hütte.

Andern Morgens ging es weiter. Der Weg führte durch eine durchnäßte Ebene. Nach acht Stunden angestrengten Marsches erreichte ich das nächste Dorf. Am nächsten Morgen reiste ich unter ähnlichen Umständen, mit noch einem tüchtigen Regen obendrauf. Meine Fußbekleidung bestand aus gewöhnlichen, niederen Schuhen mit elastischen Seiteneinfäßen. So oft ich nun etwas tiefer in den Schlamm sank, blieb das leidige Schuhwerk, das ohnehin nicht recht am Fuße hielt, darin stecken. Schließlich wurde ich es satt, dasselbe immer wieder herauszugraben und faßte einen heroischen Entschluß: ich steckte die Schuhe in die Reisetasche und ging barfuß. Zwei Tage wanderte ich unbeschuht; anfangs gaben mir die Kiesel und Dornen fürchterlich zu leiden; allmählich aber gewöhnte sich die Haut daran, so daß ich ziemlich gut vorwärts kam.

In einem der Dörfer, wo ich übernachtete, sprach mich der Häuptling um eine Arznei an. Einige Tage vorher hatte er auf der Jagd einen Leoparden angeschossen. Das verwundete Tier stürzte auf ihn los und es kam zwischen Beiden zu einem Ringkampf. Der Leopard unterlag, aber der wackere Jäger bezahlte seinen Sieg mit einem ausgerissenen Auge und einem zerfetzten Gesicht.

Endlich gelangte ich an mein Ziel. Herr und Frau Bloyet empfingen mich mit einer Liebenswürdigkeit und einem Freudenergusse, wie Eltern und Geschwister mich nicht hätten herzlicher aufnehmen können. Einen ganzen Monat verweilte ich bei ihnen.

Aufrichtig gesagt, mehr noch als das Bitten der Familie Bloyet war es das schlechte Wetter, welches mich bewog, so lange zu bleiben. Der Regen wollte nicht mehr aufhören; die Wege waren infolgedessen ungangbar geworden. Auf der Ebene, wo einem bei solchen Anlässen das Wasser nicht über die Knie geht, wäre ich schon durchgekommen. Aber auf der Strecke gegen Morogoro befanden sich mehrere Bäche, welche zu Flüssen, und Flüsse, welche zu Strömen angeschwollen waren, und diese zu passieren, war schlechterdings unmöglich, um so mehr, als Brücken hierorts unbekannte Dinge und Pirogen oder Nachen nur äußerst selten anzutreffen sind.

Schließlich hielt ich es doch nicht mehr aus. Ich benutzte den ersten Augenblick, sobald der Himmel sich ein wenig aufheiterte, um mich reisefertig zu machen. Frau Bloyet wollte mich für einen ganzen Monat verproviantieren;

ich hingegen gedachte mich so wenig als möglich zu belasten. Wir zankten miteinander; allein Frau Bloyet gab nicht nach, und sie hatte recht; denn würde ich meinen Willen durchgesetzt haben, so hätte ich die letzten Tage meiner Reise statt des Mittag- und Abendessens an den Fingern nagen können. Herr Bloyet bemühte sich seinerseits, alles in — wie er meinte — wasserdichte Blechbüchsen zu verpacken. Indes schon am ersten Tage konnte ich an einer derselben konstatieren, als sie zufällig ins Wasser fiel, daß sie mehr Wasser als anderen Stoff enthielt. Ueberdies beschenkte mich der lebenswürdige Herr mit einem Paar nagelneuer Stiefel. Hierauf nahm ich Abschied und schlug, fein bestieft wie ein Rittmeister und reichlich verproviantiert, den Rückweg nach Morogoro ein.

Es dauerte keine Stunde, da stand ich schon vor einem überschwemmten Lande, und wo ich vorher herrliche Mais- und Sorghofelder gesehen hatte, dort fand ich nichts mehr als Wasser, Schlamm und Sand. Die Männer, welche Herr Bloyet mir mitgegeben hatte, verzogen ihre Gesichter; eine solche Promenade war nicht nach ihrem Geschmack. „Ei was!“ sagte ich zu ihnen, „später wird es wieder besser kommen“, und rückte mutig vorwärts. Den ganzen Tag kamen wir nicht mehr aus dem Wasser; stellenweise ging es uns bis an die Hüften. Meine Stiefel hielten fest, aber wie manches Eiter des nassen Elements mußte ich darin mitschleppen!

Im ersten Dorfe wies mir der Häuptling das vornehmste Gemach seiner Hütte an. Darin befand sich unter anderem eine mächtige „Kitanda“ d. h. ein Bettgestell mit einer aus Baumrinde geflochtenen Hängematte. Was ich vermehrte, das war eine Öffnung, welche es mir ermöglicht hätte, dem finsternen, verpesteten Lokal ein wenig Luft und Licht zuzuführen. Einstweilen nahm ich damit fürlieb, bequemte mich, so gut es ging, richtete mir etwas zum Nachtessen her, empfahl mich dem Himmel und betete mich ahnungslos auf die Kitanda. Der Schlaf blieb nicht lange aus; bald aber wurde ich wieder geweckt; ein ungewöhnliches Prickeln über den ganzen Körper ließ mich vermuten, daß ich nicht der einzige Inwasse meines Nachtlagers sein möchte. Ich zünde ein Licht an — in der Tat! vom Kopf bis zum Fuß wimmelte ich von Wanzen. Das war mir doch zu stark. Ich springe auf, streife, so gut ich kann, das Ungeziefer von mir ab, verlasse die Bude und beeile mich, ins Freie zu kommen. Draußen legte ich mich unter einem Schuppen auf den Boden nieder. Allein, meine Lage sollte hier bald so unhaltbar werden wie drinnen. Es fing fürchterlich an zu regnen; da kamen die Kühe des Dorfes, nach einem Schuttdach suchend, unter den nämlichen Schuppen und machten mir meine Position streitig. Wieviele Tritte und Faustschläge ich in jener Nacht ausgeteilt habe, kann ich nicht mehr sagen; kam doch das Vieh, wenn ich es fortgejagt hatte, immer wieder zurück! Endlich wurde es Tag; ich beeilte mich, meine sieben Sachen zusammenzuraffen und schnellmöglichst weiter zu kommen.

„Du wirst doch nicht fortgehen wollen,“ redeten mich die Leute an; „der Fluß draußen ist so mächtig angewachsen, daß du unmöglich darübersehen kannst.“

Da man den Negern nie trauen kann, weil sie vom vielen Lügen selbst nicht wissen, wann sie lügen oder die Wahrheit reden, machte ich mich dennoch auf den Weg. Ausnahmsweise hatten sie diesmal die Wahrheit gesagt. Wohl oder übel mußte ich umkehren.

„Wann werde ich über den Fluß können?“ fragte ich.

„In fünf oder sechs Tagen, falls der Regen aufhört“, lautete die Antwort. Zum Geier! Also noch fünf oder sechsmal die schreckliche Wanzen- und Kuhplage. Nein, da wollte ich doch lieber diese Zeit in der französischen Station zubringen und das bessere Wetter dort abwarten. Ohne weiteres schlug ich den Weg nach dorthin ein. Allein schon nach 10 Minuten stand ich vor einer solchen Unmasse von Wasser, daß an ein weiteres Vorrücken nicht mehr zu denken war. Beschämt kehrte ich nach dem grauenhaften Wanzendorf zurück. Den Tag über langweilte ich mich zum Sterben. Eine einzige Zerkreuerung bot sich; es war die Schlussfeier einer Totentrauer. Acht Tage vorher hatte man einen auf der Jagd verunglückten Jüngling begraben; um diesen handelte es sich. Die ganze Einwohnerschaft kam zusammen. (Fortsetzung folgt.)